

SIMONE
NEUMANN

Des
Teufels
Sanduhr

Historischer Roman

Weltbild

Des Teufels Sanduhr

Simone Neumann, geboren 1977 in Höxter, lebt heute in München. Nach ihrem Studium der Geschichte und Slavistik arbeitete sie zunächst bei einem Verlag als Lektorin und machte sich nach der Geburt ihrer Kinder als Redakteurin und Autorin selbstständig.

Simone Neumann

Des Teufels Sanduhr

Historischer Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2022 by dotbooks GmbH, München
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: © Rebecca Stice / Trevillion Images; akg-images
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-98507-316-0

Meinem lieben Großvater Hans Bahmann.

Noch einmal lässt des Dichters Phantasie
Die düstre Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

Friedrich Schiller

Prolog

Nirgendwo kann das Böse besser gedeihen als auf dem Boden allgegenwärtiger Grausamkeit. Und einen solchen Nährboden bot vor einigen hundert Jahren ein Krieg, der ein ganzes Menschenalter andauern sollte.

Dreißig Jahre lang regierte in Deutschland der Schrecken. An den Weggabelungen fanden Krähen eine willkommene Mahlzeit in erhängten Deserteuren, zahllose Dörfer lagen in Schutt und Asche, kaum eine Stadt entging Raub und Plünderung. Täglich wurden Männer gefoltert, Frauen geschändet, Kinder ermordet. Und so wurde der Tod zum ständigen Begleiter, den zu fürchten man schnell verlernte.

In einer solchen Zeit der Gewalt ist es ein Leichtes für das Böse, sich inmitten all dieser Schrecken zu verbergen. Still und heimlich findet es, umgeben von Brutalität und Verwüstung, Gelegenheit, seine ganz eigenen unglaublichen Taten zu vollbringen.

So geschah es damals, dass bereits seit mehr als zehn Jahren zahlreiche Frauen auf ungeheuerliche Weise den Tod fanden, ohne dass ihre verstümmelten Leichen Aufsehen zu erregen vermochten. Um manche von ihnen weinten hinterbliebene Männer und Kinder, andere wiederum wurden von ihren Freiern vermisst, und wieder andere ernteten nichts weiter als den mitleidigen Blick des Totengräbers, wenn sie überhaupt die Gnade erführen, begraben zu werden. Kaum jemand jedoch sah in diesen toten Frauen mehr

als nur die Opfer eines Krieges, der unweigerlich Vergewaltigung und Mord mit sich brachte.

Doch tatsächlich hatten die Toten ihre ganz eigene Geschichte zu erzählen – eine Geschichte, hinter der sich ein mörderisches Wesen verbarg, das den Krieg als willkommene Bühne benutzte, um ungehindert seine grausamen Taten zu vollbringen. Und so führte es sein Weg im Jahre 1629 auch in ein kleines Dorf im Osten Westfalens.

Kapitel 1

Dumpf drangen die Geräusche aus dem Haupthaus in den engen Verschlag, in welchem sich Anna Pippel versteckt hielt. Seit Stunden saß sie nun in diesem stinkenden Verlies und wartete darauf, dass das Wüten und Toben bald ein Ende finden würde und sie mit ihrem gewohnten Tagwerk fortfahren konnte. Sie war ein geduldiger Mensch, konnte vieles über sich ergehen lassen, doch die Enge ihrer winzigen Notherberge und vor allem der grausige Geruch wurden langsam unerträglich.

Es war schon viele Jahre her – Anna wusste selbst nicht mehr genau, wie viele –, da hatte sie noch zusammen mit ihrem Mann Friedrich dieses Loch gegraben, in dem sie nun hockte. Damals war der tolle Christian, wie man den Herzog von Braunschweig nannte, immer und immer wieder mit seinen Soldaten in die Dörfer der Gegend eingefallen und hatte auch das ihre so manches Mal heimgesucht.

Anna selbst hatte die Idee gehabt, den Eingang des Schlupflochs, in welchem sie sich bei weiteren Überfällen zu dritt verstecken wollten, unter dem Misthaufen zu verbergen. Dieser Vorschlag reute sie nun sehr, denn derselbe Misthaufen war es, der ihr im Moment die ohnehin spärliche Luft zusätzlich bestialisch verpestete. Wollte man unter Mist lediglich die Reste tierischer Auswürfe verstehen, so war diese Ansammlung von Unrat mehr als das: Hier tummelte sich alles, was Tier wie Mensch an Übelriechendem tagtäglich produzierte, und das seit Monaten. So war es

kein Wunder, dass Anna in ihrem Verlies nicht allein war. Außer ihr fanden dort unzählige Insekten aller Art Unterschlupf und vermehrten sich in seinem feuchtwarmen Klima seit Jahren prächtig. Ganz so gut wie ihnen ging es Anna nicht, denn außer an eingeschlafenen Gliedern, unmöglich zu linderndem Juckreiz und erdrückender Atemnot litt sie auch unter zunehmender Angst.

Und wieder war dieses schreckliche, grausame Quieken zu hören, begleitet von dröhnendem Männergelächter. Zunächst hatte sie angenommen, dass die einfallenden Horden damit begonnen hätten, die Schweine des Bauern zu schlachten. Doch dann wurde immer unverkennbarer, dass diese abscheulichen Geräusche von Katharina, der drallen Magd des Bauern, stammen mussten.

Zwar war Katharina kein Kind von Traurigkeit, das wusste mindestens jeder zweite Mann im Dorf, den Bauern und den Pfarrer nicht ausgenommen. Doch was da jetzt mit ihr geschah, das passierte eindeutig gegen ihren Willen. Aber was sollte man tun? Helfen konnte Anna ihr nicht, das hätte nichts genutzt. Und eigentlich dachte sie auch gar nicht darüber nach, denn letztendlich wären sie dann alle beide zu Opfern geworden.

Diese Lektion hatte sie in den letzten Jahren gelernt, immer dann, wenn sich Katholische oder Evangelische über ihr Dorf mit all seinem Vieh und seinen Frauen hergemacht hatten. Sie würde einfach in ihrem stinkenden Loch bleiben und hoffen, dass sich niemand für diese heruntergekommene Kate interessierte, in der nichts zu finden war außer einer betagten Ziege und ihr – einer Frau, die allmählich

kein ganz so frisches Mädchen mehr war wie Katharina. Nur Feuer legen, dachte Anna, Feuer legen, das durften sie nicht.

Feuer war Annas größte Sorge, denn elendig verbrennen wollte sie in ihrem Versteck auf keinen Fall. Ihre zweitgrößte Sorge galt ihrer Schwester Mine. Heute Morgen, schon in aller Frühe, war sie in den Wald aufgebrochen, um Holz zu sammeln. Doch sie war nicht zurückgekehrt, und dann waren die fremden Reiter ins Dorf gekommen. Es waren mindestens zwölf, und so, wie einige von ihnen gerade mit Katharina umgingen, waren die ganz und gar nicht zimperlich.

Mine war der einzige Mensch, der Anna noch geblieben war. Sie war nicht ganz richtig im Kopf, und ihre Mutter hatte immer erzählt, dass Mine schon bei der Geburt den Teufel gesehen habe, denn bereits als kleines Kind litt sie an der Fallsucht. Dabei hatte sie sich irgendwann so sehr den Kopf angeschlagen, dass sie tagelang nicht aufwachen wollte und die Eltern beim Pfarrer schon das Begräbnis bestellten. Dann kam sie aber doch wieder zu sich. Doch seitdem sprach sie kein einziges Wort mehr. Nur laut lachen und Melodien summen, das konnte sie. Jetzt war Mine hoffentlich im Wald geblieben und hatte sich gut versteckt, bis dieser Spuk hier vorüber war.

Die lustige Katharina schrie nun nicht mehr. Ganz still war sie geworden, und auch das Gegröle der Männer war verstummt. Stattdessen hörte Anna nun Hämmern, Schlagen, Brechen und Gackern. Wahrscheinlich nahmen sie gerade das schöne große Haus des Bauern auseinander und jagten sein Federvieh über den Hof. Wo wohl der Bauer ge-

blieben war? Und wo war seine Frau, die noch immer im Wochenbett lag? Und auch den fünf Kindern war doch wohl nichts geschehen?

Anna lebte nun schon seit mehr als zehn Jahren in dem kleinen Häuschen auf dem großen Hof des Bauern Schulz. Damals war sie mit ihrem Mann Friedrich hier eingezogen, und als ihre Eltern gestorben waren, hatte sie auch ihre Schwester Mine aufgenommen. Alle drei arbeiteten für den Bauern, pflügten, säten, ernteten, fütterten, melkten, butterten, putzten, fegten, hackten Holz, holten Wasser und ertrugen die Launen ihres Arbeitgebers, weil er ihnen dafür ein kleines Häuschen mit einem winzigen Stall und einem Gemüsegarten zur Verfügung stellte. Das war ein hartes Leben, doch Anna beschwerte sich nicht, denn es war nun einmal ihr Los, als fünftes Kind einer armen Tagelöhnerfamilie zur Welt gekommen zu sein. Und so hatte sie nach zwölfstündiger Arbeit für den Bauern Schulz die Abende am Spinnrad als herrliche Entspannung empfunden, für die sie Gott dankte. Ja, sie hatte einmal ein eigenes Spinnrad besessen und sich damit ein Zubrot verdient, doch das war lange her. Irgendwann, als wieder einmal Marodeure ihr Unwesen trieben, war es von diesen Banausen zu Brennholz zerschlagen worden, während Anna, Mine und Friedrich zitternd, aber unentdeckt in ihrem Versteck gegessen hatten.

Friedrich war ein guter Mann. Beide kamen sie aus einem kleinen Nachbarort und kannten sich schon seit Annas Kindheit. Weil er der jüngste Sohn eines Kleinbauern war, war Friedrich nichts anderes übriggeblieben, als sich auf einem großen Hof als Knecht zu verdingen. Er war viel älter

als Anna gewesen, um die zwölf Jahre. Doch das hatte ihn nicht davon abgehalten, das junge Mädchen eines Tages hinter einen Heuschaber zu ziehen und sie, ehe sie sich versah, ihrer Jungfräulichkeit zu berauben. Aber da Friedrich trotz alledem recht anständig war, heiratete er das mittellose Ding, welches von dem einen Male gleich ein Kind unter dem Herzen trug. Einen Tag nach der Hochzeit zogen die beiden in ein Nachbardorf, um dort als Erntehelfer und Tagelöhner zu leben. Zwei Tage nach der Hochzeit verlor Anna ihr Kind, es fiel einfach tot aus ihr heraus.

Während sich Friedrich und Anna mehr schlecht als recht ihrem neuen entbehrrungsreichen Leben zu zweit fügten, ereigneten sich viele hundert Meilen entfernt Dinge, deren Auswirkungen von schicksalhafter Tragweite für nahezu einen jeden Menschen in den deutschen Ländern werden sollten, so auch für Anna und Friedrich Pippel. Drei Tage nach ihrer Vermählung wurden in einer weit entfernten Stadt namens Prag zwei Statthalter des Kaisers unrühmlich zum Fenster hinausgeworfen. Sie überlebten, so hieß es, nur, weil sie – von den Armen der Mutter Gottes getragen – weich in einen dampfenden Misthaufen fielen. Diese merkwürdige Episode sollte der Beginn eines dreißig Jahre währenden Krieges werden, und Anna war eines seiner Opfer – ein Opfer, das nun nicht auf, sondern unter einem Misthaufen saß und wieder einmal wartete und bangte.

Sie kannte diese elendig langen Stunden nur zu gut, und jedes Mal, wenn sie sich verbergen und stillsitzen musste, bis eine Gefahr wieder vorüber war oder sich als falscher Alarm herausgestellt hatte, zählte sie. Sie zählte – von eins bis hundert und dann wieder von vorn. Und jedes Mal,

wenn sie bei hundert angekommen war, hob sie einen Finger ihrer verkrampften Faust. So lange, bis alle zehn Finger ausgestreckt waren, danach fing sie von Neuem an. Zählen konnte sie, das hatte ihr ihre erblindete Großmutter beigebracht, und Anna war immer stolz auf dieses Können gewesen.

Doch nun war es zu einer schrecklichen Plage geworden, und sie musste sich beherrschen, nicht laut zu sprechen, so sehr hatten sich die Zahlen in ihrem Ohr festgesetzt und schienen sie voll und ganz zu beherrschen. Sie versuchte sich mit anderen Gedanken von dieser Sucht abzulenken. Doch so sehr sie sich bemühte, schweiften ihre Erinnerungen immer nur zurück zu einem Tag, an den zu denken ihr noch mehr Leid verschaffte als das lästige Zählen.

Es war auf einem der häufigen Durchzüge des Halberstädters – wie der tolle Christian auch genannt wurde – passiert, als ein Reiter, ein bulliger, stinkender Mensch, über Anna hergefallen war. Dieser Überfall war nicht ohne Folgen geblieben, wieder war Anna schwanger geworden. Damals war sie zur Kohlenmarie in den Wald gegangen. Die Köhlersfrau verstand sich gut aufs Engelmachen. Tagelang hatte Anna dann fiebrig im Bett gelegen, und seitdem konnte sie keine Kinder mehr bekommen, so sehr sie sich das auch wünschte.

Friedrich hatte zu dieser Zeit damit begonnen, häufiger ins Wirtshaus zu gehen. Dort hatte er Karten gespielt und Bier getrunken, immer öfter auch Weinbrand. Eines Tages war ein Werber des Halberstädters ins Wirtshaus gekommen und hatte seinen Tisch aufgeschlagen. In Begleitung eines lustigen Flötenspielers, der fröhliche Tanzmusik ge-

spielt hatte, hatte er eine Runde nach der anderen geworfen.

Als Friedrich spät in der Nacht nach Hause gekommen war, stellte sich heraus, dass er sich hatte anwerben lassen. Und schon am nächsten Tag hatte er zusammen mit drei anderen Burschen aus dem Dorf zum Musterplatz marschieren müssen. Das war vor nunmehr sieben Jahren gewesen, und seitdem hatte Anna ihn nicht wiedergesehen.

Das Poltern kam nun immer näher. Waren die Halunken etwa im Haus? Seit einigen Wochen trieben sich auch Kaiserliche in der Gegend herum. Sie waren katholisch, genauso wie Anna und alle Bewohner des Dorfes. Doch das kümmerte die Soldaten nur wenig. Das Dorf gehörte zu einem großen Kloster ganz im Osten Westfalens, und obwohl dieses Kloster katholisch war, gab es in der Umgebung auch viele Protestantische; besonders in Höxter, der nächsten Stadt. Und das kam den durchziehenden Truppen gerade recht. Denn ganz gleich, ob sie papistisch oder evangelisch waren, sie fanden immer einen Grund, den Menschen Leid anzutun, ihnen ihre Tiere, ihre Habe und ihr Leben zu nehmen.

Die Reiter, die soeben die Magd Katharina zum Schweigen gebracht hatten, waren Kaiserliche, und nun waren mindestens zwei von ihnen in Annas Hütte. Ein Poltern und Schlagen war zu hören. Sie suchten etwas, doch Anna in ihrem Verschlag wusste, dass sie nichts finden würden. Es gab nichts zu finden. Dann war wieder ein lauter, elender Schrei zu vernehmen, und daraufhin ein dumpfer Knall. Das war die arme Ziege, wahrscheinlich hatten sie ihr den Schädel eingeschlagen. Sie mussten nun den Weg in den

Stall und somit auch bald zur Hintertür und zum Misthaufen gefunden haben.

Anna hätte niemals gedacht, dass es ihr in ihrem brütend heißen Versteck noch heißer werden konnte, doch da hatte sie sich getäuscht. Der stechende Geruch ihres eigenen Schweißes vertrieb sogar den Gestank der verwesenden Hühnerdärme. Und all ihre Gliedmaßen waren eingeschlafen, nachdem sie nun stundenlang eingengt in diesem schrecklichen Verschlag hockte, in dem sie sich nicht bewegen konnte und aus Angst auch nicht bewegen wollte.

Die Männer sprachen eine seltsame Sprache, doch das war nichts Besonderes in diesem Krieg, in dem man Bekanntschaft mit den außergewöhnlichsten Völkern machen konnte. Noch immer wühlten sie lautstark herum, warfen alles um, was ihnen im Wege stand. Aber dann war von der Straße her lautes Rufen zu vernehmen, und mit einem Mal hörte Anna, dass sich die schweren Schritte der Eindringlinge entfernten. Sie waren verschwunden und hatten sie nicht aufgespürt. Dieses Mal war sie mit dem Schrecken davongekommen.

Zur Sicherheit verharrte sie noch zwei Stunden in ihrem Versteck, zwei ewige Stunden, bis der Hunger und ihre schmerzenden Knochen sie heraustrieben. Sie wollte ja nicht so enden wie die alte Jungfer Fine, die sich vor drei Jahren unter einem umgestülpten Schweinetrog versteckt hatte und aus Angst um ihre nun schon 53 Jahre währende Unberührtheit nicht mehr herausgekommen und unter demselben verhungert war. Erst der Verwesungsgestank hatte die Dorfbewohner auf die tote Jungfrau aufmerksam gemacht.

Anna stand nun auf wackeligen Beinen vor dem leblosen Körper ihres einzigen Nutztieres. Mühsam schleppte sie sich mit ihren eingeschlafenen Gliedern in die Wohnstube. Nichts in dem kleinen Häuschen war mehr an seinem Platz, irdene Schüsseln waren zerschlagen, die drei Schemel zerbrochen, die einzige Truhe zerhackt, aber wenigstens hatte die Räuberbande kein Feuer gelegt.

Rotes Haar hat sie, schönes rotes Haar und ganz weiße Haut. Und wie wunderbar sie singen kann, so ganz ohne Worte.

Jetzt kommt sie immer näher. Nein, das darf nicht sein. Wo soll man sich nur verstecken, damit sie einen nicht sieht?

Dort hinten, hinter der Baumwurzel. Ja, das ist ein guter Platz. Man darf nur keine Laute machen, sonst hört sie einen, und dann läuft sie weg, und man kann sie nicht mehr anschauen.

Was macht sie jetzt? Sie kniet sich nieder und hebt ihren Rock, muss sicherlich ihr Geschäft erledigen. Was für schöne weiße Haut sie hat, am ganzen Körper.

Ja, das ist ein guter Tag, das sieht man nicht allemal, so ein schönes Mädchen, ganz allein im Wald, und dazu hat sie eine so liebliche Stimme.

Jetzt steht sie wieder auf. Kann sie denn das ganze Holz tragen? Da fällt ihr schon wieder ein Zweig herunter. Immer mehr Holz sucht sie hier im Wald. Ja, such weiter, bleib noch hier, geh noch nicht wieder zurück ins Dorf.

Wie mag sie wohl heißen? Wie alt wird sie wohl sein? Soll man sich zeigen? Soll man ihr beim Tragen helfen? Nein, besser nicht. Nein, dann bekommt sie es noch mit der Angst zu tun. Besser, man bleibt in seinem Versteck und verhält sich ruhig.

Diese liebliche Stimme und diese schöne Haut. Ach, wie schön wäre es doch, sie zu berühren ...

Was ist das? Woher kennt sie diese Melodie? Warum summt sie dieses Lied? Was soll das? Das ist nicht ihr Lied. Nicht ihr Lied. Nur die liebe Mama darf dieses Lied singen, nur sie. Woher kennt diese hier das Lied? Woher kennt sie es? Es ist Mamas Melodie. Nur Mama, Mama hat sie erfunden und einem vorgesungen.

Immer wieder vorgesungen, so schön. So schön, wie diese es jetzt singt, aber mit Worten. Mama hat es mit Worten gesungen. Doch diese kann es auch gut. Man will sich hinsetzen und lauschen. Will dabei an Mama denken, an die liebe Mama.

Anna versuchte, ihre Beine, die sie noch immer nicht richtig spüren konnte, zu bewegen und sich langsam aus ihrer Hütte zu schleichen. Schritt für Schritt setzte sie ganz vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Grell schien ihr die Sonne ins Gesicht, als sie auf den Hof hinaustrat. Sie glaubte fast erblinden zu müssen, so schmerzhaft war der Lichtunterschied zwischen dem Erdloch und der Mittagssonne, die erbarmungslos hell, aber herrlich warm und erschreckend unbekümmert auf Anna und das Elend hinunterschien, das sich auf dem Hof offenbarte.

Als Annas Augen sich endlich an die Helligkeit gewöhnt hatten, sah sie, was diese wütende Bande angerichtet hatte. Auf dem gesamten Hof verteilt lag reglos das Federvieh. Alle Hühner, Gänse und Enten des Bauern Schulz waren nicht mehr. Ein Kadaver fand sich neben dem anderen, die einen ohne Kopf, andere mit ausgerissenen Beinen und Flügeln.

Das gute Vieh, dachte Anna, wer soll das nur alles essen, bevor es verdirbt? Und inmitten von blutigen Federn lag auch die gutmütige Fee, der Hofhund. Sie hatte erst vor wenigen Tagen Welpen geworfen, doch von den Kleinen war weit und breit nichts zu hören und nichts zu sehen.

Vorsichtig ging Anna auf das Haupthaus zu, wo der Bauer mit seiner Familie wohnte und von wo vermutlich auch das entsetzliche Geschrei der frivolen Katharina zu hören gewesen war. Die riesige Dielentür stand weit offen, und als Anna langsam näher kam, da erblickte sie den Bauern Schulz.

Aufgeknüpft hatten sie ihn. Dort, wo immer die herrlichen Mettwürste und der duftende Schinken an einer Stange über dem Feuer gehangen hatten, hing nun er. Die Zunge quoll dick und blau aus dem Mund heraus, und mit weit hervorstehenden Augen blickte er auf Anna hinab. Grausig sah er aus, der Bauer, wie er nun so da hing.

Sie hatte ihn nie gemocht, er war laut und geizig gewesen. Doch Arbeit hatte er immer für sie gehabt. Nun war er dahin. Anna bekreuzigte sich schnell, bevor sie sich weiter umsah. Auch hier im Haus war alles verwüstet, und als ihr Blick die offene Tür zu der kleinen Schlafkammer neben der Küche streifte, da konnte sie dort im Innern zwei nackte Frauenfüße erkennen.

Anna traute sich nicht, näher hinzugehen. Zwar hatte sie schon in ihrer Kindheit ständig tote Menschen gesehen. Aufgebahrt mit Kerzen und Blumen, deren Duft den Leichengeruch überdecken sollte, hatten sie friedlich in ihren Häusern gelegen, bevor sie zum Kirchhof gebracht worden waren. So war das bei ihren Großeltern und auch bei all ih-

ren zu früh gestorbenen Geschwistern gewesen – ganz ruhig hatten sie ausgesehen, als ob sie schliefen. Die Toten, die Anna jedoch in den letzten Jahren zu Gesicht bekommen hatte, hatten selten einen solch friedlichen Anblick geboten – das brachte der Krieg mit sich. Doch gewöhnen konnte Anna sich nicht daran. Denn ein friedlicher Tod kannte nur ein Gesicht, ein grausamer hingegen hatte zahllose verschiedene Gesichter. Und die Leiche dort in der Kammer, das war sicherlich die Katharina.

Die ganze Zeit über war Anna ruhig gewesen, hatte ihre schreckliche Furcht überwunden, war aus ihrem Loch gekrochen, hatte dem Bauern Schulz ins Gesicht geblickt, hatte sich bekreuzigt und an sein Seelenheil gedacht. Doch als sie nun die nackten Füße der Magd sah und als dann im selben Moment in den Wohnräumen der Bauersfamilie ein Säugling zu schreien begann, da verlor sie die Fassung. Wie ein wild gewordenes Pferd stürzte sie auf und davon, sie rannte um ihr Leben, als wäre der Teufel hinter ihr her. Sie rannte fort von dem zerstörten Hof, fort von den toten Hühnern und dem toten Hund, fort von dem Bauern mit der blauen Zunge und der Magd mit den nackten Füßen, fort von dem schreienden Neugeborenen und fort von dem Dorf, in dem nichts mehr war, das sie zum Bleiben gezwungen hätte – außer ihrer Schwester.

Wie himmlisch still und traumhaft schön doch der Wald war. Ganz, als ob es der Natur vollkommen gleichgültig wäre, ja als ob sie es sogar heimlich befürworte, dass die Menschen vor nunmehr elf Jahren damit begonnen hatten, sich in ihren Städten, Dörfern und auf ihren Feldern abzu-

schlachten. Der Wald schien eine Welt für sich zu sein, hier rauschten leise die Blätter, zwitscherten lieblich die Vögel, und manchmal raschelte es im Gehölz. Doch Angst hatte Anna auch hier.

Hatte ihre Furcht im Dorf einen wirklichen Grund gehabt, so war es hier eine andere, eine nicht fassbare Angst vor dieser ganz eigenen Welt des Waldes, in der es so viele Geheimnisse gab. Hinter jeder umgestürzten Baumwurzel konnte ein Troll hocken, unter dem Laub hausten winzige Zwerge, und in Höhlen trieben Hexen und Hexenmeister ihr Unwesen. Nichts von alldem war sichtbar, und viele glaubten auch nicht mehr an böse Geister, doch Anna war sich immer sicher gewesen, dass der Wald ein gottloses Gebiet war. Hier regierten die Mächte der Vorzeit, einer Zeit, zu der die Lehren des Herrn noch keinen Eingang in die Köpfe und Herzen der Menschen dieser Gegend gefunden hatten.

Anna war völlig außer Atem. Mehr als eine halbe Stunde war sie gelaufen, so schnell ihre Beine sie tragen konnten, und nun war sie hier im Wald, irgendwo tief im Wald. Erschöpft ließ sie sich auf einem Baumstamm nieder. Doch erholen konnte sie sich nicht, denn all ihre Sinne waren weiterhin geschärft. Sie registrierte jedes Geräusch, bemerkte jeden sich bewegendenden Schatten und spürte jeden noch so leichten Luftzug.

Nun saß sie hier, war davongelaufen, hatte nichts mehr, kein Haus, keine Habe, keine Arbeit, nur noch ihre Schwester, die sie unbedingt finden musste. Doch was hatte sie schon verloren? Eine kinderlose Landarme war sie gewesen. Sitzengelassen von ihrem Mann und mit einer schwachsinn-

nigen Schwester am Hals, hatte sie ohnehin keinen guten Stand im Dorf gehabt. Die Frauen am Brunnen redeten nicht einmal mit ihr. Wenn sie wenigstens *über* sie geredet hätten. Doch Anna war einfach ein Nichts, einsam, arm und harmlos. Nicht einmal das Interesse der Männer, zumindest das der Männer im Dorf, konnte sie auf sich ziehen. Nicht dass sie das gewollt hätte, Gott bewahre – dennoch war es seltsam, denn Anna war keineswegs hässlich.

Mittelgroß mit aschblondem Haar und nicht auffällig schönen, aber ebenmäßigen Gesichtszügen, war es allein die rosafarbene Narbe, die sie ein wenig entstellte. Sie reichte von der Stirn über die Nase bis hin zum linken Mundwinkel und rührte daher, dass einer der Jagdhunde des alten Abtes Anna als Kind mit einem Frischling oder Rehbock verwechselt haben musste. Das Schönste an ihr waren ihre Augen. Groß und graubraun, mit langen dichten Wimpern, lenkten sie – blickte man nur tief genug hinein – von all ihren äußeren Nachteilen ab. Doch kaum jemand blickte ihr jemals tief in die Augen. Selbst ihr Mann Friedrich hatte das nie wirklich getan. Und so hielt auch Anna sich selbst für eine unschöne Frau.

Was sollte sie nun tun? Sie wollte nicht zurück ins Dorf. Der Bann war gebrochen, sie war fortgelaufen, und jetzt gab es auch keinen Weg zurück. Doch wohin? Annas Überlegungen wurden immer wieder von ihrer schrecklichen Angst unterbrochen, die sie ständig über die Schulter blicken ließ. Selbst hoch in die Baumwipfel schaute sie, als ob dort, in für Menschen unerreichbarer Höhe, eine Gefahr lauern könnte. Stunden verstrichen, vielleicht auch nur Minuten, doch Anna kam es vor wie eine Ewigkeit. Sie fühlte

sich wie an einem Morgen, an dem man plötzlich krank und schwach aufwachte, aufstehen musste, aber nicht aufstehen konnte, immer wieder eindöste, sich zwingen wollte, das Bett zu verlassen, sich aber eine um die andere Minute gönnte und dann erst am Mittag mit hohem Fieber wirklich erwachte. All ihre Glieder waren schwer, ein dumpfes, erdrückendes Gefühl von Furcht und gleichzeitig von Trägheit umgab sie, und es kostete sie unendliche Kraft, sich schließlich aufzuraffen, sich von ihrem Baumstamm zu erheben und auf die Suche nach ihrer Schwester zu gehen.

Der Bauer sollte nicht der einzige erhängte Mensch sein, den Anna an diesem schönen Sommertag finden würde.

Über Baumwurzeln und Geäst stolpernd, versuchte sie sich wieder in Richtung des Dorfes durchzuschlagen, an den Waldrand, wo ihre Schwester auf Brennholzsuche gegangen war. Annas Lungen schmerzten, und ihr Blut rauschte derartig laut in ihren Ohren, dass sie kaum noch die Geräusche des Waldes wahrnehmen konnte. Vor Angst, Hunger und Erschöpfung konnte sie nur noch weiße und schwarze Punkte vor den Augen sehen, doch sie musste weiter, um dann zusammen mit Mine so schnell wie möglich von hier fortzukommen.

Endlich – dort hinten konnte sie den verschwommenen Umriss der alten Eiche erkennen, die schon seit Hunderten von Jahren am Waldrand stand und einen jeden begrüßte, der sich vom Dorf in den Wald begab. Hier suchte Mine immer das Brennholz, und hier musste sie sich irgendwo versteckt haben.

Sollte Anna nach ihr rufen? Besser nicht, wer wusste

schon, wer und was sich hier im Wald verbarg. Vielleicht waren auch die Marodeure nicht weit. Der Wald war immer ein guter Ort, um in Ruhe die frische Beute zu begutachten und aufzuteilen. Nein, Anna wollte keine Aufmerksamkeit erregen, sie wollte sich so still und leise wie möglich auf die Suche nach Mine machen. Hinter jeden Baum wollte sie schauen, jeden Stein umdrehen, doch auffallen wollte sie nicht. Niemand sollte sie sehen, denn niemand sollte ihr wehtun, niemals mehr wollte sie auch nur einer Menschenseele begegnen.

Dort drüben zwischen dem Geröll ist ein gutes Versteck, keiner wird einen dort finden. Dort kann man bleiben, dort kann man verschlafen und vielleicht auch die Nacht verbringen.

Und dann könnte man sich immer und immer wieder an alles erinnern, was soeben geschehen ist. Jeden einzelnen Moment könnte man sich wieder vor Augen rufen, jede Bewegung, jedes Geräusch, jedes Gefühl erneut erleben.

Es war nicht schön gewesen, grausam war es gewesen, abscheulich und ekelhaft. Warum nur hatte das schon wieder geschehen müssen? Hätte man es verhindern können? Dabei hat sie so schön gesungen. Mamas Lied gesungen.

Und die andere Frau? Was sollte man mit ihr nur tun? Durch den Wald war sie gelaufen. Angst hatte sie gehabt. Sollte man umdrehen, sollte man ihr folgen, oder sollte man sich besser hier verstecken und warten?

Da, was war das? Ein Schrei. Die Frau. Jetzt hat sie alles gesehen.

Vor wenigen Stunden noch war Anna vor dem an einem Strick baumelnden Bauern, den nackten Füßen der Magd und den Schreien eines Säuglings davongelaufen, und nun stand sie hier – wie angewurzelt, bewegungslos, fassungslos. Wieder ein Strick, wieder nackte Frauenfüße, und wieder das Wimmern eines Neugeborenen. Nur war es dieses Mal kein Menschenkind, sondern ein kleiner Hund.

Der Welpen war festgebunden am rechten Fuß ihrer Schwester, von dessen großem Zeh immerzu Blut auf das hilflose Lebewesen tropfte. Das Blut kam aus Mines Kehle. Sie war durchtrennt worden, und durch die tiefe Wunde zog sich ein Seil, mit dem die Schwester an einen der unteren dicken Äste der alten Eiche gehängt worden war. Der Hals mit der tiefen Wunde würde das Gewicht des schlafenden, toten Körpers nicht mehr lange halten können. Bald würde er reißen, und die arme Mine würde in zwei Teilen auf dem Waldboden liegen.

Anna wurde übel. Sie wankte erst nach vorn, dann fiel sie nach hinten, fiel weich auf Moosboden und kam nach wenigen Sekunden wieder zu sich, weil sie sich an ihrem eigenen Erbrochenen derartig verschluckte, dass sie minutenlang husten musste. Mühsam versuchte sie auf die Knie zu kommen, krabbelte auf allen vieren nach vorn und knotete mit zitternden Händen den kleinen Hund von den Füßen ihrer Schwester. Dann suchte sie nach dem Messer, welches sie immer im Unterrock trug, holte es hervor, kam mit letzter Kraft auf ihren Füßen zu stehen, stellte sich sogar auf die Zehenspitzen und schnitt das Seil, an dem die liebe Mine hing, ab. Auch Mine fiel weich auf den Moosboden.

Sie war ein so schönes Mädchen gewesen, viel schöner als Anna, und immer fröhlich. Nie hatte sie gemurrt oder sich beschwert, immerzu gelacht und sich an allem erfreuen können. Anna kamen die Tränen, als sie so neben ihrer toten Schwester stand. Sie setzte sich neben Mine auf den weichen Moosboden, strich ihr sanft über ihr rotes Haar und begann zu singen. Ja, Anna vergaß für einen Moment ihre Angst und sang, sang das Lieblingslied ihrer Schwester, das wunderschöne Lied, welches ihre geliebte Großmutter so oft den Enkelkindern hatte Vorsingen müssen:

*»Weiß mir ein Blümlein blaue, von himmelklarem Schein
Es steht in grüner Aue und heißt Vergissnichtmein
Ich kunnst es nimmer finden, war mir verschwunden gar;
Von Reif und kalten Winden ist es mir worden fahl.
Das Blümlein, das ich meine, ist braun, steht auf dem Ried.
Von Art ist es so kleine, es heißt: Nun hab mich lieb!
Das ist mir abgemäht wohl in dem Herzen mein.
Mein Lieb hat mich verschmäht. Wie mag ich fröhlich sein?«*

Danach bekreuzigte sie Mines Stirn, bekreuzigte auch sich, stand auf, suchte genügend Reisig zusammen, um Mine notdürftig zu bedecken, und verschwand im Wald, tief im Wald.

Das sind die richtigen Worte zu dem Lied. Mamas Worte. Die Frau kennt Mamas Lied und Mamas Worte. Hat das Lied gesungen. Genau wie Mama es gesungen hat.

Man muss die Frau suchen. Sie soll noch einmal singen. Noch einmal singen, wie Mama gesungen hat. Wie Mama im-

mer in dem dunklen Wagen gesungen hat. So soll auch die Frau wieder singen. Immer wieder, weil es so schön ist. Ihr darf nichts passieren. Das darf ihr nicht passieren. Nicht, was der anderen Frau passiert ist. Sie muss weitersingen, immer wieder weitersingen. Sie singt wie die liebe Mama, wie die liebe, arme Mama. So wie die Mama gesungen hat, im dunklen Wagen, bevor das große Feuer kam.

Kapitel 2

Tagelang war Anna nun durch die Wälder gestreift und hatte versucht, in der Einsamkeit Schutz zu suchen. Sie hatte sich notdürftig von Wurzeln und Beeren ernährt und aus Bächen getrunken und war nur selten einmal am späten Abend an den Waldrand gegangen, um einen Blick auf die Dörfer zu werfen. Das Licht, das aus den kleinen Fenstern der Bauernhäuser drang, nahm ihr ein wenig von ihrer Furcht. Doch niemals hätte sie sich getraut, an eine der Türen zu klopfen, nach einem Nachtlager und etwas Essbarem zu fragen.

Nur ein einziges Mal hatte sie es gewagt, sich auf den Hof eines außerhalb gelegenen Bauernhauses zu schleichen. Der Welpe, den sie bei ihrer toten Schwester gefunden hatte, war drei Tage lang ihr treuer Begleiter gewesen. Der kleine, warme Körper hatte ihr des Nachts Geborgenheit gespendet und ihr ein wenig von ihrer Angst genommen. Doch der Kleine brauchte Milch und wurde immer schwächer, sodass Anna schweren Herzens beschloss, ihn auf dem Bauernhof auszusetzen. Sie hoffte für das unschuldige Tierchen, dass es Menschen finden würde, die sich seiner annahmen.

Sie selbst jedoch wollte keine Hilfe. Sie wollte sich weiter verstecken, wollte allein sein und fürchtete sich gleichzeitig vor der Einsamkeit.

Sie wusste ja nicht, dass sie nicht allein war, obwohl sie es so manches Mal, wenn sie des Nachts zusammengekauert

zwischen den Wurzeln eines großen Baumes saß, spürte. Dann hörte sie ein Rascheln im Gebüsch, und hin und wieder glaubte sie sogar ein Atmen zu vernehmen, das nicht von einem Tier stammen konnte. Leise fing sie an zu zählen, schlang ihre Arme um die Knie und vergrub den Kopf in ihrem Schoß. So verging langsam Sekunde für Sekunde, Minute für Minute und schließlich auch Stunde für Stunde, bis sich die ersten Sonnenstrahlen ihren Weg durch die Baumwipfel bahnten.

Anna ging ziellos umher, oft auch im Kreis, mal tiefer, mal weniger tief in den Wald hinein, manchmal kehrte sie einfach um und kam an Stellen zurück, die sie schon Tage zuvor passiert hatte. Ganz selten begegnete sie einer Menschenseele: Da waren einmal zwei Männer, die Holz hacken gingen, und dann Kinder, die Kräuter sammelten. Immer aber versteckte sie sich.

Am zwölften Tag dann, als sie sich gerade am Waldrand aufhielt, um nach Essbarem zu suchen, erblickte sie am Horizont etwas, das sie niemals zuvor in ihrem Leben gesehen hatte. Dort kroch eine riesige, nicht enden wollende Schlange langsam über Hügel, Felder und Wiesen. Fasziniert starrte Anna auf dieses apokalyptische Gebilde, welches stetigen Kurs auf die Stelle hielt, an der sie stand. Und je näher das seltsame Phänomen kam, desto deutlicher konnte Anna erkennen, worum es sich bei dem schwarzen Lindwurm tatsächlich handelte: Ein riesengroßes Heer bahnte sich dort seinen Weg, und in wenigen Stunden würde es auch an dem Wald vorüberkommen, in dem Anna hauste.

»Was meinst du? Was kann sie dafür verlangen?«

»Na ja, ein bis zwei Taler ist s schon wert.«

»Der alte Lumpen? Du steckst doch mit der krummen Hexe unter einer Decke. Erzähl mir nichts.«

»Ich erzähl dir gar nix. Denk nur an den roten Heinrich, der hat auch nen Tag zu lang mit ihr verhandelt, und dann hat ihn das Fleckfieber gepackt.«

»Na, siehst du. Das Weib hat Zauberkräfte. Wer nicht auf ihre Wucherpreise eingeht, dem zaubert sie die Pest an den Hals.«

»Wenn du's nicht haben willst, dann kauf s doch einfach nich'. Ich sag dir nur, dass ich meins schon zwanzig Jahre hab. Zwanzig Jahre! Ne, ne, und wohin hat s mich nich' schon alles begleitet, erst nach Polen, dann nach Böhmen, und in ganz Deutschland gibt's kaum 'nen Flecken, den ich in den letzten Jahren nich' gesehen hätte. So viele Jahre Krieg – und kuck an, ich lebe immer noch. Dutzende großer Schlachten, am Weißen Berg, in Wiesloch, Wimpfen, Höchst, Stadtlohn ...«

»Ja, ja, das habe ich jetzt schon hundertmal gehört, und jedes Mal kommt eine neue Schlacht dazu. Dir glaube ich langsam kein Wort mehr, du alter Geschichtenerzähler.«

Ein Geschichtenerzähler, das war Hans Mergel wirklich, und deshalb war er auch der beste Kamerad der Lumpenliese, einer der tüchtigsten Marketenderinnen in den Wallensteinschen Regimentern. Lumpenliese bot Dinge feil, die es nirgendwo sonst zu kaufen gab. Bei ihr gab es mitunter sogar Rauchwaren aus der neuen Welt und allerlei Zeug, das seinen Besitzer in der Schlacht unverwundbar machte. Dem kahlen Josef, der erst kürzlich zum Regiment gestoßen war, wollte

sie gerade ein Nothemd verkaufen. Ein Hemd, das jede Kugel und jeden Lanzenhieb abfangen konnte, weil es von den geschickten Händchen vier kleiner Jungfrauen von fünf Jahren gesponnen und gewebt worden war. Tatsächlich hatte die Liese den Fetzen bei einem der letzten Streifzüge durch westfälische Dörfer in einem Bauernhaus gefunden. Es war der ungewaschene Unterrock einer alten Bäuerin, die sich auf dem Heuboden versteckt hatte, während Liese zusammen mit einer Handvoll Marodeuren alles mitgehen ließ, was nicht niet- und nagelfest war.

Und genau von diesem Hemd war soeben die Rede gewesen, als der kahle, noch kaufunschlüssige Josef und der alte Hans Mergel nebeneinander marschierten. Die beiden waren wie zwei kleine Ameisen in dieser riesigen Armee. Wie ein bedrohlicher Insektenschwarm bewegte diese sich schwarz und langsam auf Anna zu, die sich inzwischen hinter einem Busch am Wegesrand versteckt hielt.

Da sind sie ja wieder. All die Soldaten mit ihren Weibern und Kindern. Ja, da sind sie. Man hat gar nicht so lange auf sie warten müssen. Jetzt kann man sich wieder heimlich einreihen, kann sich verkleiden, sich gut verhüllen und mit ihnen ziehen.

Wohin der Weg wohl diesmal geht? Ob die Frau auch mitkommt?

Dort drüben hockt sie. Hat sich ebenfalls im Gebüsch versteckt. Ist gar nicht so anders als man selbst. Versteckt sich immerzu. Will nicht gesehen werden. Hat sich so viele Tage lang versteckt. Hat nicht mehr gesungen. Muss schlimmen Hunger haben.